

Literatur des Auslandes.

N^o 117.

Berlin, Mittwoch den 28. September

1836.

England.

Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836.

Zweiter Artikel.

Steigen wir zuvörderst in die dritte Etage von Somerset-House und gehen wir durch die drei Säle!

Was uns beim ersten Anblick besonders überrascht, ist die übermäßige Menge Portraits. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind alle große Stücke nur Portraits. Man sieht hier eine blendende Schaar von Pairs und ihren Frauen, von Richtern, Sheriffs, Aldermen, Lord-Mayors, von Admiralen, Generalen und Marschällen, die sich drängen und gleichsam mit den Ellenbogen stoßen, in Sammet und Seide, in Purpur- und Scharlachmäntel gekleidet. Ich wollte, ich fände mehr zu loben in dieser Masse von vornehmen Würdenträgern, zumal da die Meisten von Akademikern sich haben malen lassen. Aber, ach! ist wohl unter den sieben Portraits, welche der gegenwärtige Präsident der Akademie, Sir Martin Shee, zur Schau gestellt hat, ein einziges, welches mehr als materielle und gewöhnliche Kunst-Geschicklichkeit bezeugt? Sir Martin Shee ist auf Sir Thomas Lawrence gefolgt, aber er hat ihn nicht ersetzt. Er beschäftigt sich mit zwei Künsten: mit der didaktischen Poesie und mit der Delmalerei, und hält sich deshalb, sagt man, für einen halben Michel Angelo. Da fehlt nicht mehr, als Alles!

Ich könnte ähnliche Vorwürfe den Herren Briggs, Pickergill und Reinagle machen, wenn ich ihre zahlreichen Bildnisse nach einander durchnehmen wollte. Doch es lohnt nicht der Mühe. Der Fehler der Herren akademischen Portraitmaler scheint gleichförmig und systematisch zu seyn. Sie haben nur ein Verfahren und zwar das materiellste. Sie malen sorgfältig die Kleider und den Körper, vernachlässigen aber den Geist und den Charakter. Es schickt sich freilich nicht, den Professoren das Studium der Meister anzurathen. Ohne Zweifel glaubt die Akademie, Titian sey unvorsichtig gewesen, wenn er die Seelen zu nackt dargestellt hat; aber van Dyck hat darauf mehr Rücksicht genommen. Er war auch ein Modemaler, ein Postmaler, und doch hat er etwas ganz Anderes als seidene Röcke und Sammetwämsler gegeben.

Im Fache der Portraits scheinen die Jünger, die jungen und die fremden Künstler entschieden den Vorrang vor den Akademikern zu haben.

Vor einer sanften, feinen und anmuthigen Gestalt stehe ich ganz bewegt still. Diese Frau war einst Ada, die so sehr geliebte Tochter Lord Byron's, an welche der Dichter folgende Worte richtete:

O, schlaf, mein Kind; der kurze Schlummer,
Hinschmelzen wird er bald in Kummer;
Dies Herz wird bald vor Leiden bangen,
Bald neben Thränen diese Wangen;
Gram wird bald dieses Aug' umhüllen
Und diese Brust mit Seufzern füllen!

Jetzt heißt sie Lady King und ist eine vornehme Dame. Die Zeit der Schmerzen ist ihr gekommen, und sie ist noch das rubige und lächelnde Kind geblieben, das sie in der Wiege war. Wir sind der Mistress Carpenter Dank schuldig; ihr Pinsel ist von echter Begeisterung geleitet worden. Ada ist glücklich. Wäre dieses Gemälde nicht so frisch und lebenskräftig, so würden wir nicht zu glauben wagen, daß die väterliche Besorgnis unerfüllt geblieben sey.

Das Portrait des Herzogs von Wellington zu Fuß von Herrn Simpson ist nur zu loben. Hier sieht man den energischen, starrsinnigen Soldaten, den Günstling der Fortuna. Der Künstler hat das Original von der guten Seite aufgefaßt. Vielleicht hat er es sehr idealisirt. Er hat uns nicht den vorsichtigen Chef einer unpopulären Opposition dargestellt; hier ist es der prädestinirte und triumphirende General. Wahrscheinlich hatte Seine Gnaden bei Waterloo eine andere Diene, als im Oberhause.

Der Marschall Beresford, von demselben Maler, zeichnet sich durch eine ähnliche kräftige Ausföhrung und durch ein detaillirtes Kostüm aus. Auf dem Schlachtfelde stehend, zu seiner Rechten eine Kanone, trägt dieser edle Lord außer der Generals-Uniform seidene Beinkleider, seidene Strümpfe und Ballschuhe. Ich will Herrn Simpson für diese auffallende Toilette nicht verantwortlich machen. Wahrscheinlich besaß

der erlauchte Pair, als er sich malen ließ, eine doppelte Eitelkeit. Er wollte sein schönes Bein recht vortheilhaft zeigen und doch zugleich in einem so viel als möglich kriegerischen Anzuge erscheinen. Diese Phantasie würde hinreichen, um den Marschall Beresford unsterblich zu machen, wenn er auch nicht jene sonderbare Schlacht von Albuera, bei welcher es weder einen Sieger noch Besiegten gab, geliefert hätte.

Noch ist ein Portrait nicht zu übergehen, nämlich das des Lords Brougham. Hier ist der whigistische Exkanzler nicht, wie Lord Lyndhurst, mit seiner ehemaligen Amtstracht unvortheilhaft herausgeputzt. Er ist schwarz gekleidet; er sitzt in seinem Arbeitszimmer mit gekreuzten Beinen und einem zugemachten Buche in der Hand. Er ist ruhig, so ruhig, als Lord Brougham seyn kann; denn die ganze feurige Unruhe dieses unzählbaren Geistes zuckt in seinen Nerven und seinen Blicken. Nehmt euch in Acht, ihr unvorsichtigen Tories, welche seine Abwesenheit in Sicherheit wiegt; nehmt euch in Acht, ihr undankbaren Whigs, die ihr ihn verleugnet habt. Dies kräftige Gemälde von Herrn Norton belehrt euch, daß dieser furchtbare Redner noch voll Leben ist. Nehmt euch in Acht; er wird sich erheben und sprechen.

Ein anderes akademisches Genre ist noch schwieriger zu charakterisiren. Niedliche Kinder, welche auf Seide und Eiderdunen unter Hunderten von jeder Größe liegend; junge Lords, die sich mit ihrer menschlichen und bestialischen Begleitung auf der Promenade befinden. Ueberall, im Park oder im Salon, überall steht die thierische Natur mit der menschlichen auf dem innigsten Freundschaftsfuße. Hr. Landseer läßt seine vernünftigen Geschöpfe nie allein gehen; beständig sind sie von einer vierfüßigen Eskorte umgeben. Alle diese Doggen sind bewundernswürdige Bestien. Sie springen, sie laufen, sie lecken, sie bellern. Man streckt die Hand aus, um sie zu lieblosen, oder man zieht sie zurück, aus Furcht, gebissen zu werden. Hr. Landseer hat wohl das Recht, ihnen die Hauptrolle zu ertheilen. Ich wollte nur, daß er dies entschiedener geübt hätte. Man müßte beim Anblick der Gemälde dieses ausgezeichneten Künstlers nicht zu der Frage gezwungen seyn, was hierbei die Nebensache sey, der Mensch oder der Hund?

Ich muß mich einem Schlachtgemälde etwas mehr nähern, wenn ich das Gesicht der Englischen und Französischen Truppen und den sterbenden General John Moore genau erkennen will. Dieses Bild, von George Jones, verdient sorgfältig geprüft zu werden. Seine lilliputischen Armeen sind reizend, und dennoch ist mir dieses niedliche historische Kleinod einschließend. Ist dies mein Fehler gewesen? Warum sind die Schlachten, während sich die Portraits uns überall entgegenstellen und nach Art der Pfauen sich übermäßig brüsten, bis auf die Form eines kleinen Dfenschirms reduziert?

Wann werden die Portraits aufhören, uns zu verfolgen? Ist das nicht noch ein Doppel-Portrait, diese sogenannte „Zusammenkunft Pius VII. und Napoleon's zu Fontainebleau?" Dieses wolgenträube Gemälde hat keine politische Bedeutung. Aber wie untreu giebt es die erhabene Gestalt des Kaisers wieder! War Napoleon jemals dieser aufgedunsene Jüngling?

Herr Willie verjüngt seine Helben und versorgt sie mit Embonpoint. Jener dicke General, der vor der Schlacht von Waterloo an Ludwig XVIII. schreibt, hat nichts vom Herzog von Wellington an sich. Seine Gnaden war schon damals kein zwanzigjähriger Jüngling mehr und hatte sicher nicht diese fette und sentimentale Physiognomie.

„Das Innere einer Irändischen Hütte“ behauptet jedoch dies Jahr den Ruf des Herrn Willie. Ein junger Bauer, den die Noth zum Diebstahl und Morde verleitet hatte, ist mit blutgefärbten Händen wieder in seine Hütte gelehrt; er hat, ohne Zweifel, um sein Gedächtniß zu betäuben, die Flasche Whisky, die an der Mauer hing, geleert; denn er hat sich zu Boden geworfen und liebkost sorglos mit seinem nackten Kinde. Aber seine Frau und seine Schwester theilen nicht diese furchtbare Ruhe. Sie hören die Soldaten kommen; sie horchen, bleich und erschrocken, an der Thüre. Diese Scene ist sehr dramatisch. Sie stellt leidenschaftlich die unerträglichen Leiden eines unterdrückten Volkes dar. Man hat nicht den Muth, die Fehler dieses rührenden Werkes einzeln aufzudecken, aber sie bieten einige allgemeine Bemerkungen über das Talent des Herrn Willie dar. Wer ihn nur durch seine Malereien kennen lernte, würde keine sichere Idee von ihm haben. Er ist in der That nicht mehr derselbe, der so sorgfältig kleine Dramen des ländlichen und gewerklischen Lebens schrieb; er ist nicht mehr derjenige, welchen die Bewunderung seiner Zeitgenossen mit dem doppelten Genie Hogarth's und Tenier's krönte; er ist noch mehr nach dem Anspruche seiner Bewunderer. Seit seiner Rückkehr aus Spanien ist er ein ganz neuer Mensch. Ist ihm aber faktisch die Verwandlung eben so rühmlich ge-

*) Auch auf unseren Deutschen Ausstellungen wieten oft die Portraits eine nur zu begünstigte Hauptrolle. Und dabei komme uns nicht einmal, wie den Engländern, der Umstand zu Ratten, daß ein historisches Kostüm in der Monotonie der modernen Männer-Trachten dringt! Aber so überwiegend wie dort, ist es doch bei uns nicht die bloße Eitelkeit, die in ihrer eigenen Huldigung die der Kunst zu finden meint.

lungen, wie dem Rembrandt, welcher seine erste so vollendete Manier durch jene zweite, die in den Details so nachlässig ist, und die nur durch die ideale Vertheilung von Licht und Schatten ihre großen Wirkungen hervorbringt, zu erreichen suchte? Wir sind weit entfernt, es zu glauben. Der Künstler hat etwas an Mannigfaltigkeit gewonnen; er hat viel an Feinheit und Vollkommenheit verloren. Für den Gewinn, den Herr Willie aus der Fremde mitgebracht hat, hätte er besser gethan, wenn er sein Vaterland niemals verlassen hätte.

Es würde unverzeihlich seyn, wenn wir die mythologischen Compositionen des Herrn Ety nicht empfehlen wollten. Der gegenwärtige Standpunkt der Kunst verlangt nicht mehr, daß man der sanften Poesie der Mythen noch so viel Böses nachsage. Man hat lange genug ihre Anmuth verunglimpft und herabgerückt. Die Geister sind zu ehren, die sie jetzt wieder einzuführen suchen. Herr Ety gebürt zu der kleinen Zahl derjenigen, welche diese Restauration glücklich durchsetzen werden. Er hat der Venus den Zauberreiz ihres Gürtels und dem blinden Gotte die Unfehlbarkeit seiner Pfeile wieder verliehen. Dazu kommt noch, daß dieser Erneuerer nicht den schlechten Geschmack gehabt hat, die kolossalen Pöbeln des vorigen Jahrhunderts wieder zu erwecken; er hat die antike, geflügelte, durchsichtige und doch körperliche Seele wieder belebt. Auch hat er die Vorsicht gebraucht, seine geschmackvollen heidnischen Scenen, die man eben so gut Joppen von André Chenier nennen könnte, einrahmen zu lassen.

Herr Mulready und Herr Leslie haben nur zwei Skizzen geliefert, aber jede ist ein kleines Meisterstück. Betrachten wir zuerst die des Herrn Mulready! Ein Bauerjunge hat eine schöne reife Birne gefunden. Halb Part! — halb Part! ruft sein Kamerad. Der Streit, der sich darüber entspann, wäre beinahe nach dem Rechte des Stärkeren entschieden worden, wenn nicht solander Vergleich zu Stande gekommen wäre: der Jünger soll seine Birne behalten, nachdem der Präventive einen Mundvoll davon abgebissen haben wird. Die Ausführung des Vertrages ist gerade der dargestellte Augenblick. Der Besizer ist so vorsichtig gewesen, die in Anspruch genommene Frucht nicht aus den Händen zu geben; er hält sie fest in der Faust, während der Präventive einen Mund öffnet, der die Birne sammt den zehn Fingern, die sie halten, zu verschlingen dreht. Der Triumph dieser reizenden ländlichen Komödie ist, daß man unmöglich errathen kann, welche von den beiden Physiognomien den gierigsten Appetit zeigt.

„Der Autokplus“ des Herrn Leslie zeigt von nicht weniger sprechender Wahrheit und Lebendigkeit. Shakespeare ist hier mit seltener Treue und mit seltenem Glück wiedergegeben. Die gewählte Scene ist eine der lustigsten im „Wintermärchen“ Akt 4. Sc. 3. Der boshafte Taschendieb legt als Tabulett-Krämer seine verfälschten Waaren vor den darüber erschauerten Mädchen aus. Während der gewandte Schelm mit Hand und Auge auf der Lauer steht, unterhält er sein leichtgläubiges Auditorium mit folgender Erzählung: Hier ist noch eine andere Ballade von einem Fische, welcher Mittwoch den 80. April vierzigtausend Meilen über dem Wasserspiegel auf der Küste erschien, von wo er diese Ballade über die Grausamkeit der hartberzigen jungen Mädchen sang. — Nie hatte noch der Pinsel die Heiterkeit Shakespeares, dieses launenhaften, leichtsinnigen, spöttischen und verführerischen Lächeln, welches der göttliche Dichter auf die Lippen seiner zu gleicher Zeit in Trauer und Thränen erhabenen Muse hinzubert, so geistreich wiedergegeben.

Die Landschaftsmaler sind der unbestreitbarste Ruhm der Akademie und auch der gegenwärtigen Kunst-Ausstellung von Somerset-House.

Herr Stansfeld hat leider seine Barke in diesem Jahre zu weit vom Ufer abstoßen lassen und hat die Küste, welche Keiner besser zu malen verstand, aus dem Auge verloren. Sein „Seegesicht“ wird hoffentlich dem „älteren Marine- und Militär-Klub“, der es bestellt hat, gefallen; ich zweifle aber, ob es den Künstler selbst befriedigt. Wie? diese stille Gruppe von großen mastlosen und friedlich abgetakelten Kriegeschiffen ist die dreifache Flotte von Trafalgar? Das Verzeichniß sagt mir: links steht man den Vice-Admiral Collingwood auf dem „Royal Sovereign“ mit seiner Peise „Santa Anna“; rechts sind der „Fucentaur“ und die „Santissima Trinidad“, ganz überschattet von dem Feuer des „Neptun“ und des „Leviathan“. Im Centrum steht die „Victoria“, an deren Bord Nelson mit dem stolzen Bewußtseyn einer vollbrachten Pflicht eben verschieden ist. Das Beste ist, daß man die Ordnung des Kampfes genau erkennt; aber wo ist die Seele, wo ist der Gedanke? wo ist der Schrecken dieser furchtbaren Scene? Wie? unter so vielen zerschmetterten Fahrzeugen, unter so vielen rauchenden und brennenden Trümmern, bei einer so unermesslichen Niederlage nichts, als schöne, friedliche und durchsichtige Wellen? Wie? nicht eine schäumende und zornige Woge? O, dieses Meer empfindet die große Schlacht nicht, welche es trägt! Hätte es eine glückliche und geschmückte Flotte nach dem Hafen geführt, so könnte es nicht ruhiger und gleichgültiger seyn. Ich behaupte nicht, daß dieser Versuch gegen Herrn Stansfeld spricht; jedoch sehe er sich künftig mehr um, ehe er den Kampf auf diesem launenhaften Elemente darstellt. Jene Seegesichte verlangen einen in andere Farben getauchten Pinsel, als ihn der lachende Goff, wo friedliche Segel gleiten, und ein romantisches Felsenriff erfordert.*)

Was ist dies für ein Grab im Hintergrunde einer Doppelseite von schlanken und reichbelaubten Pappeln? Glänzende Tropfen funkeln auf den kränklichen, zitternden Blättern. Ein schüchternes Reh schlüpft durch den Vordergrund, um sich zu verbergen. Warum seyd ihr so ergriffen von dieser einfachen Composition? Gewiß nicht deshalb, weil ihr auf dem Grabsteine den berühmten Namen des Sir Joshua Rey-

*) Unsere hiesigen Leser erinnern sich bei dieser Gelegenheit gewiß unwillkürlich des auf der diesjährigen Berliner Ausstellung befindlichen Bildes von Depoittevin: Untergang des französischen Linien Schiffes „le Renard“ im Kampfe mit drei englischen Linien Schiffen. Hier sind in der That nicht bloß rauchende und brennende Trümmer, nicht bloß Reichen und Verwundete, sondern hier lebt auch der Geist jener Zeit des Schreckens und der Ertaubung, in der das französische Volk zu unerhörten Kämpfen und Siegen getrieben wurde.

nolds lebet. Das ganze Geheimniß des Eindrucks liegt in eurer Seele und in der des Meisters. Herr Constable ist König unter den Königen des idealen Gebietes. Auch ist es nicht Allen verständlich, selbst den Auserwählten nicht zu jeder Stunde. Ihr seht, die ihr jetzt weint, ihr habt die Natur nicht immer so gesehen, wie diese lebensvolle Leinwand sie euch zeigt; aber ihr habt sie so bemerkt des Morgens oder des Abends, wenn ihr mit klopfendem und besonnenem Herzen auf die Felder gingt und unter Thränen, ohne zu wissen, ohne auch zu fragen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes wären, unstät umher blicktet.

Küßt uns nun schnell zur zweiten Etage hinabsteigen! Die kleinen Rahmen und die kleinen Portraits sollen uns, trotz ihrer beträchtlichen Menge, nicht aufhalten.

Ich schätze sehr die zahlreichen Miniatur-Portraits des Akademikers Chalon; das ist aber auch Alles, was ich darüber zu sagen hätte.

Zwei Kopieen auf Emaille von Herrn Voue nach Van Dyck sind geschickte und glückliche Reproduktionen ihrer berühmten Originale.

Unter der gedrängten Menge von Miniaturen könnte ich Einzelnes sehr loben: die Sorgfalt, die Feinheit, die Geschicklichkeit und die Vollendung. Vorzüglich müßte ich empfehlen Herrn Sorclay, Herrn Denning, Robertson, Ross, Booth, Richard und Newton. Jedoch gestehe ich, unter allen den kleinen Meisterstücken, in Bezug auf äußere Grazie und materielle Ausführung, welche diese Künstler aufgestellt haben, mich vergeblich nach einem Gesicht umgesehen zu haben, das mir seine Seele zeigte und mich darin lesen ließe, wie es die unbedeutendste Figur der Frau von Mirbel in Paris thut.

Jetzt sind wir im Rez-de-Chaussée, wo uns die Skulpturen erwarten. Hier herrscht eine fast vollständige Finsterniß. Doch das macht nichts aus; die Weiße des Marmors wird diese ominöse Nacht bald durchdringen.

Die Göttin der Bildhauerei, über die Trägheit des Herrn Chantrey weinend, würde, an der Eingangstüre des Saales aufgestellt, eine passende Statue seyn. Herr Chantrey wird seiner Unbätigkeit nicht mider. Er hat dieses Jahr noch nichts hervorgebracht. Das Alter hat jedoch seine Hand nicht so sehr erschläft, daß er den Meißel nicht führen könnte. Hält er vielleicht, mit dem akademischen Lorbeer gekrönt und mit dem erzwungenen Ruhm zufrieden, sein Geschäft für vollendet und glaubt er, der Gegenwart und der Zukunft nichts schuldig zu seyn? Da würde er sich schrecklich täuschen. Hat ihm Shakespeare nicht gesagt, daß die Zeit der größte Verleumder ist, und daß sie plößlich die berühmtesten Namen verdunkelt, die sich nicht selbst täglich durch eine Handlung ihren Zeitgenossen bekannt machen?

Herr Baili ist der einzige akademische Bildhauer, der in dem Lehnstuhl der Akademie nicht eingeschlafen ist. Unglücklicher Weise aber sind alle seine Werke nichts weniger als Muster der Vollkommenheit. Seine „schlafende Nymphe“, sein vorzüglichstes Werk, läßt mich kalt und mißfällt mir außerordentlich. War dieses aufgedunsene Mädchen mit bäurischem Gliederbau jemals unter jenen leichten und zarten Schönheiten, welche die Diana auf der Jagd begleiteten und die Nebe im Laufe überhoben? Und dann, wenn ich sie auch nur für eine wirkliche und echt körperliche Evaetochter halten wollte, muß ich gestehen, diese Frau schläft nicht. Man wird sie niemals erwachen sehen. Sie liegt in ihrem Marmorbette begraben; sie ist todt.

Der Bischof von Limerick, von demselben Künstler, bietet doch wenigstens eine schöne nachdenkende Stellung und ein treues Abbild jenes tief sinnigen Ausdrucks, der die Physiognomie des gelehrten Prälaten so auffallend machte.

Es ist ein undankbares und unnützes Geschäft, mühsame Ausfertigungen, denen der Erfolg nicht entsprochen hat, zu kritisiren. Ich gehe an einer Menge bedeutungs- und charakterloser mythologischer Figuren und Gruppen vorüber und nähere mich den zahlreichen Büsten. Ich bedauere es, unter ihnen eine kleine Statue des Lords John Russell in der Kleidung eines Römischen Senators zu finden. Lord John Russell in dieser Gestalt und in diesem Gewande ist eine doppelt unglückliche Idee. Hätte der Pariser Künstler Danton seine Sammlung englischer Karikaturen und Chargen vergrößern wollen, er würde die Statue nicht anders gebildet haben. Nichts ist weniger edel, nichts weniger grandios, als der Ausdruck und die Haltung des edlen Lords, und nichts ist demnach auch weniger für die Römische Toga geeignet. Außerdem ist die Statue dieses Ministers so klein und ohne Würde. Willgüt hat der berühmte Sohn des Herzogs von Bedford selbst die Schwäche gehabt, sein Abbild so zu bestellen, um es leichter auf das Kamin setzen zu können; wo nicht, so hat ihn Herr Francis sehr lächerlich dargestellt.

Dem Lord Melbourne hat Herr Francis mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat ihn da aufgefaßt, wo er ihn auffassen mußte, in seinen großartigen Aufwallungen des berebten Bornes; der Marmor ist leidenschaftlich bewegt; der Kopf hat eine gute Richtung, die Adern sind aufgeschwollen, die Nasenlöcher geöffnet, das Auge voll Feuer. Ja, das ist der Chef des Whig-Kabinetts im Oberhause, wenn er, durch die Opposition der Tories aufs Aeußerste gebracht, aufspringt und sie mit donnernden Worten niederschmettert.

Am Ausgange des Saales bitten uns noch zwei kleine Basreliefs um einen letzten Blick. Das eine hat die Absicht, den Sturz drei sündiger Engel darzustellen, wahrscheinlich nach dem zarismigen Gedichte von Thomas Moore. Ich bitte den Herrn Archer um Verzeihung; aber diese drei verzückten Fragenschneider, welche er in den Abgrund stürzt, haben im Himmel niemals den Heiligenschein um ihre Stien getragen. Ja, wenn er verrückte Narren aus dem Dachfenster eines Irrenhauses fallen ließe, so würde er Recht haben.

Der Schutzengel einer blauen Glockenblume, eine leichte Sphylide, die sich im Reiche der Blume, deren Seele sie ist, wiegt, charakterisirt genau das junge, zarte und anmuthige Talent des Herrn Westmacott und entlastet uns von Somerset-House mit einem zufriedenen Lächeln.

Italien.

Daute, Petrarca und Boccaccio.

Von A. W. v. Schlegel.

(Schluß.)

Um seine Hypothese recht einleuchtend zu machen, hat Herr Noffetti kein besseres Mittel aufzufinden gewußt, als seine Citate durch buntschweifigen Druck in Kursiv-Schrift und großen Buchstaben hervortreten zu lassen. Besonders hat er sich auf das Wort Licht (LUCE) gelehrt, das ihm als eines der verdächtigsten erscheint. Wir möchten ihm goldene Dinte anerkennen haben, um den Glanz des großen Mysteriums den Augen des Lesers noch sichtbar zu machen. Auch einige Pentagramme wären nicht am unrechten Ort gewesen; die auf Seite 291 und 292 gegebenen Fassungen der Chiffren Heinrich's VII. sind schon eine kleine Annäherung.

Es hieße, die Zeit verschwenden, wenn man sich darauf einlassen wollte, solche Irrthümer im Einzelnen zu widerlegen. Wir wollen uns auf eine allgemeine Bemerkung beschränken. Die lyrische Poesie in Italien begann mit der Metaphysik der Empfindung, und leider trägt diese Metaphysik den Stempel der scholastischen Schule. Die Sonette und die Kanzenen der ältesten Italiänischen Dichter sprechen weder zu den Sinnen, noch zu der Seele, denn sie athmen weder Lust noch Leidenschaft. Es ist eine zu verächtliche Empfindung, um Mitgefühl zu erregen; zuweilen möchte man zweifeln, ob sie wirklich einen körperlichen Gegenstand gehabt. In Bezug auf Dante und Petrarca aber wäre dieser Zweifel abgeschmackt. In den lyrischen Dichtungen des Ersteren findet man noch Spuren von der früheren Subtilität, oft aber ist er auch der naive Erzähler wahrer und tiefer Gefühle, wie zum Beispiel in der Vision von Beatricens Tode, die er während einer Krankheit hatte. Petrarca hat seine Vorgänger nicht nur durch anmuthigen Stil und schöne Versification verdunkelt, sondern auch, weil er eine leidenschaftliche Gluth mit den feinsten und erhabensten Empfindungen, die ritterliche Galanterie der Troubadoure mit der Tiefe eines beschaulichen Anachoreten vereinigt.

Geben wir nun zu Boccaccio über. Dieser Schriftsteller hat eine große Menge von Werken verfaßt, wovon die meisten nur noch literarische Alterthümer, einige sogar bibliographische Seltenheiten sind. Einerseits trieb er das Gewerbe eines Gelehrten, andererseits bebaut er die weitere Wissenschaft des Novellisten und Romanen-Dichters, und die Ansprüche des Philologen hatten oft einen nachtheiligen Einfluß auf die Inspirationen des Dichters. Man kann nicht leugnen, daß er manchmal seinen Beruf verkannt und einen falschen Weg eingeschlagen hat. Obgleich nur ein mittelmäßiger Veredlungsler, hat er doch, ins Gehege hinein, eine Anzahl von schwachen Versen gemacht, was nach Petrarca nicht mehr verzeihlich war. Sein Ehrgeiz als Prosaischer bestand darin, die schöne Toskanische Sprachweise nach dem Muster Ciceronischer Perioden zu bilden; in der beschreibenden und pathetischen Gattung wird sein Stil durch den zu häufigen Gebrauch von Partizipien und Zwischensätzen etwas schleppend, wogegen sich nichts Einmuthigeres denken läßt, als seine Nachahmung des vertraulichen Gesprächs. Dasjenige Werk, welches ihm augenscheinlich die größte Nähe gemacht hat, der „Filicopo“, ist auch das, was ihm ganz und gar mißlungen ist. Eine einzige seiner Schriften, das Decameron, hat allgemeines Glück gemacht und Europäischen Ruf erlangt. Boccaccio mag immerhin davon wie von einer Kinderei seiner Jugend sprechen (übrigens eine etwas späte Kinderei, denn er war vierzig Jahr alt, als das Decameron erschien), es hat doch seinen Ruhm begründet. Selbst zugegeben, daß ein Theil des Beifalles, dessen er sich erfreute, auf Rechnung von Reizen zu schreiben ist, mit denen die Kunst und das Talent nichts gemein haben, ja, wenn man auch diese Reize tadelt, so scheint es mir immer noch, daß man etwas darin finden kann, was eine reine Bewunderung rechtfertigt. Doch es handelt sich hier nicht darum, literarische Verdienste zu würdigen; wir haben bloß die vermeintlichen Anzeichen von einem geheimen Bunde zu prüfen.

Herr Noffetti will mit aller Gewalt in den anderen Schriften Boccaccio's das Kauderwälsch eines geheimen Sektirers finden, das nicht darin ist, wogegen im Decameron der antipapistische Geist offen am Tage liegt.

Boccaccio entlarvt die Heuchelei; er verspottet den Aberglauben, die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks und die Verschämtheit der Priester; er macht sich über viele von den kirchlichen Behörden vorgeschriebene fromme Gebräuche lustig; er hält Musterung über die Welt- und Klostergeistlichkeit, und übergeht dabei keine einzige Klasse, von der Römischen Kurie bis zum Landpfarrer; seine Klagen sind nicht so herb wie bei Dante und Petrarca, aber er malt die Uebertretungen des Gelübdes der Keuschheit mit den lächerlichsten Zügen aus.

Die vier ersten Novellen sind wie eine Duvetüre zur Oyer, worin der Tonkünstler schon alle die Motive ahnen läßt, die er in dem Werke selbst entfalten will. Da haben wir zuerst den Herrn Chapelet, einen großen Biscuiter, der vermöge eines falschen Bekennnisses heilig gesprochen wird. Dann kommt der Jude Abraham und sein christlicher Freund, ein reicher Kaufmann zu Paris, der Alles anbietet, um ihn zu bekehren. Der ehrliche Jude sagt, er wolle, ehe er einen Entschluß fasse, doch erst die Hauptstadt der Christenheit besuchen, von welchem Vorhaben ihn sein Freund vergebens abzubringen strebt. Abraham kehrt von Rom zurück, und zum großen Erstaunen des Kaufmanns, der schon an seinem Bekehrungswerk verzweifelt hatte, erklärt er: „Jetzt will ich mich taufen lassen, denn eine Religion, die so schlechte Doreren hat und sich doch behauptet, muß von übernatürlichem Ursprunge seyn.“ Eine sinnreiche Apologie des Dichters, der hierdurch zu erkennen giebt, daß er, indem er die Koster der sündigen Diener der Religion schilderte, der ihr selbst gedehrenden Ehrsucht damit nicht zu nahe treten wollte. Die

dritte Novelle ist die süßste von allen. Saladin besetzt einen weisen Juden über den verhältnismäßigen Werth der drei Religionen, die sich in die damals bekannte Welt theilten; der Jude zieht sich durch das Gleichniß von den drei Ringen aus der Sache, dessen Anwendung bekanntlich die jüdische, christliche und mohammedanische Religion einander gleichstellt. Lessing hat sich dessen in seinem Drama „Nathan der Weise“ bedient, welches die Anempfehlung allgemeiner Duldung zum Zweck hat, und dies ist in der That die günstigste Auslegung, die man jenem Gleichniß geben kann. In der sechsten Novelle desselben Tages greift Boccaccio die inquisitorischen Dominikaner an, indem er ihre Spionirwesen, ihre Chikanen und ihre Käuslichkeit schildert. Auch in der weiteren Folge, so mannigfaltig auch der Schauplatz dieser Erzählungen ist, läßt er den Priestern und Mönchen niemals lange Ruhe. Wir sehen da einen rechtlichen, aber einsältigen Beichtvater auftreten, der, ohne es zu wissen, den Liebesboten einer Döme macht; sodann kommt die Reise des reichen Pächters Ferrondo ins Fegefeuer; der als Engel Gabriel verkleidete Barfüßer-Mönch Albert; die Predigt des Bruders Sibulo, ganz voll von fabelhaften Pilgersabrien und närrischen Deliquien, ein Meisterstück von Parodie, und noch viele andere Erzählungen, deren wir hier nicht weiter erwähnen wollen.

Man kann dem Boccaccio nicht ohne Grund vorwerfen, seinem verwegenen Muthwillen keine Grenzen gesetzt zu haben; sicher aber war nichts entfernter von seinem Charakter als Zurückhaltung und Verschönerung. Er führte auf seine eigene Rechnung den Krieg tapfer genug, was hätte er also nöthig gehabt, sich mit einem Heer memmenhafter Sektirer zu verblenden? War dieser lustige Gesell wohl von der Gemüthsart, sich durch eine undurchdringliche Geheimniß-Krämerei mißsüßigen zu lassen? Die Liebe, und zwar eine nichts weniger als platonische Liebe, der schriftstellerische Ehrgeiz und das Studium der klassischen Literatur, deren Bewunderung er bis zum Götzendienste trieb, nahmen wechselseitig sein Leben in Anspruch und ließen keinen Raum in ihm für Sektirerei.

Die Bekehrung Boccaccio's, von der seine Biographen sprechen, hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, nichts zu schaffen. Der Karthäuser, der ihn besuchte, als er nahe an den Funzigsten war, wollte nicht den Sektirer, den Patrener, den Kezer von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugen, sondern nur den Weltmenschen zu einem ordentlichen Leben und zu religiösen Betrachtungen zurückführen. Der Zweck war löblich, aber die angewandten Mittel, eine Prophezeiung und eine wunderbare Vision, wurden von dem weisen und frommen Petrarca gemißbilligt. Boccaccio, der über die guten Leute, die an falsche Wunder glaubten, so viel gespottet hatte, verdiente die Demüthigung ein wenig, nun selbst dadurch eingeschüchtern zu werden. Die Wirkung scheint aber nicht von Dauer gewesen zu seyn, denn man findet keine Spur davon in seinen Schriften, von denen übrigens die wichtigsten aus der Zeit vor dieser Epoche herrühren.

Dante und Petrarca waren gründliche Theologen und sind von vielen Gelehrten der katholischen Kirche als solche anerkannt worden. Boccaccio hingegen hat niemals ernste Studien in diesem Fach gemacht. Man hat diese drei Schriftsteller oft die Vorläufer der Reformation genannt; wenn diese Bezeichnung aber einen Sinn haben soll, so muß sie in gehörige Grenzen gefaßt werden.

Bei dem Werk der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts muß man zwei vollkommen getrennte Dinge unterscheiden. Anfangs fordereten sie nur die Abschaffung der Mißbräuche und die Wiederherstellung der Kirchenzucht. Erst durch die Nothwendigkeit, sich gegen die Anklage der Ketzerei zu verteidigen, wurden sie zum Glaubensstreit getrieben; nun entschlossen sie sich, alle Uebersetzungen zu verwerfen, die aus der Zeit nach den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrührten, und sich einzig und allein an den Text der heiligen Schrift zu halten. Nur in der ersten Beziehung können Dante und Petrarca zu den Reformatoren gerechnet werden. Wenn man aber unter Vorläufern solche Männer versteht, die den Eintritt einer Begebenheit beschleunigen, so würde es schwer, wo nicht unmöglich seyn, ihren Einfluß nach dieser Seite hin zu beweisen. Die Lateinischen Werke Petrarca's waren zwar schon vor dem Schluß des funfzehnten Jahrhunderts gedruckt und konnten von den Gelehrten zu Rathe gezogen werden; Dante aber wurde damals in Italien selbst noch wenig beachtet, und jenseits der Alpen war er ganz unbekannt. Das Decameron wurde im sechzehnten Jahrhundert in mehrere Sprachen übersezt und sehr begierig gelesen, weil die darin enthaltenen Satiren der Volksmeinung entsprachen. Die Albigenser dagegen müssen in jeder Hinsicht als wirkliche Vorläufer der Reform betrachtet werden. Die Namen Albigenser, Waldenser und Patrener sind nur geographische Unterscheidungen; der Geschichtschreiber der Waldenser, der ehrwürdige Pastor Léger, bezeugt, daß sie sämmtlich eine und dieselbe religiöse Gemeinschaft bildeten. Da nun Herr Noffetti so dreist behauptet, daß die drei Begründer der Italiänischen Literatur Patrener gewesen, so ist es wichtig, die Begriffe, die er von diesen Lehteren hat, zu berichtigen. Die Albigenser sind schmäblig verleumdet worden, was die unausbleibliche Zubehör einer ungerechten Verfolgung ist. Da es ihren Feinden gelungen war, sie auszurotten, konnten diese ihre Lehre nach Belieben entstellen, sie machten Manichäer aus ihnen. Es nimmt mich nicht Wunder, daß die Italiänischen Schriftsteller, von Villani bis Muratori, dies Wort wiederholt haben; mit Bedauern aber sehe ich einen protestantischen Historiker, Sismondi, in seiner Geschichte der Italiänischen Republik (Theil II., pag. 332 bis 334) eine Behauptung erneuern, der schon von Savle und vielen anderen gewichtigen Autoren widersprochen worden. Die Bücher, welche bei den Albigensern zum Religions-Unterricht dienten, sind mit ihnen untergegangen; die der Waldenser aber hat man nur zum Theil noch, und das kommt auf dasselbe hinaus. Léger hatte einige Stücke davon mitgetheilt; Herr Reynouard hat „die edle Lehre“ (la Noble Leçon, aus dem Jahre 1100), als eines der ältesten Denkmäler der Romaniischen Sprache, drucken lassen. Dies sind die einzigen Dokumente, nach denen ihre

Grundzüge beurtheilt werden können. Bossuet zog ihre Glaubwürdigkeit oder gar ihre Existenz in Zweifel. Sein Einwurf aber ist nichtig; die Dokumente sind da und so glaubwürdig, daß die Sprachformen selbst ihr hohes Alterthum bekunden. Man lese und prüfe; ich fordere den feinsten Inquisitor heraus, die geringste Spur von Manichäismus aus ihnen herauszudreheln. Es ist der christliche Glaube in seiner ganzen ursprünglichen Einfachheit. Indes sehe ich wohl auch, was den Waldensern so viel Verfolgungen zugezogen hat, namentlich eine bemerkenswerthe Stelle über die Beichte der Sterbenden und über die der Kirche dargebrachten Geschenke pro remedio animae. Indem Herr Rossotti die Patarerer als Manichäer behandelt, wiederholt er nur ohne alle Prüfung einen alten Irrthum; aber die Mystiker, die er ihnen zuschreibt, und die Mischguld der Dichter daran sind rein von seiner Erfindung. Andererseits verwechselt er unaufhörlich die Gibelinen mit diesen angeblichen Sektirern, und um diese Vermengung scheinbarer zu machen, glaubt er, ein bedeutendes Argument aus der lateinischen Abhandlung „über die Monarchie“ hernehmen zu können. Es ist gar nicht ausgemacht, daß diese Abhandlung, die unter Dante's Namen passirt, auch wirklich von demselben herrührt, doch wir wollen es so annehmen. Die darin enthaltene Lehre kommt nicht ausschließlich von Dante; sie war von den Rechtsgelehrten in Umlauf gesetzt worden und galt so wenig für ein Geheimniß, daß die Professoren von Bologna sie öffentlich vom Katheder herab dozirten. Der Kaiser ist danach das Gegengewicht des Papstes; dem Ersteren gebührt die weltliche Oberherrschafft, wie dem Papste die geistliche. Alle Staaten der Christenheit hängen vom Kaiser ab; die Könige müssen ihre Streitigkeiten vor sein Tribunal bringen, statt sie mit den Waffen auszufechten, und so fort. Diese Theorie muß heutzutage ungereimt erscheinen, weil sie dem gewählten Oberhaupt der Deutschen Nation, welches für den wahren Nachfolger der alten Römischen Kaiser galt, Rechte zugestehet, die nicht in der Geschichte begründet sind und die dasselbe überdies nicht geltend und annehmbar zu machen im Stande war. Aber in einer Zeit, wo die Päpste sich das Recht anmaßten, Könige abzusetzen und über Königreiche zu verfügen, war dies das einzige Oppositionsmittel; doch wohl zu merken, diese Opposition war rein politisch und keinesweges religiös. Dante sagt am Schluß der Abhandlung: „Ich behaupte nicht, daß der Kaiser ganz und gar von dem Römischen Pontifex unabhängig sey; Cäsar ist dem heiligen Petrus dieselbe Ehrfurcht schuldig, wie ein ältester Sohn seinem Vater.“ Herr Rossotti hat sich wohl gehütet, diese Stelle anzuführen; sein System wäre dadurch von vorn bis hinten umgestürzt worden. Seiner Meinung nach hat Dante seine profane Absicht in den beiden ersten Versen einer lateinischen Grabschrift enthüllt. Hier ist das corpus delicti:

Jura monarchiae, superos, Phlegethonta, lacusque
Lustrando cecini, voluermut fata quousque.

Wie ich's geschaut, so sang ich monarchische Rechte, den Himmel,
Phlegethon auch und den Döhl, so weit es das Schicksal gewollt hat.

Allen sichern Lesern werden hierin anfangs nichts als eine Aufzählung von Dante's Werken sehen, nämlich von der besagten Abhandlung und von den drei Theilen der göttlichen Komödie. Aber unser feiner Ausleger beweist daraus, daß Dante sein großes Gedicht nur zu dem Zweck verfaßt habe, um die Rechte der Monarchie hervorzuheben; unter den „Rechten der Monarchie“ aber ist der Triumph der Sekte zu verstehen, der Kunst des heiligen Stuhls und wer weiß was alles für unlauntere Geheimnisse. Man müßte sich vor allen Dingen vergewissern, daß diese abscheulichen, in Mönchs-Geschmack gereimten Hexameter voll schiefen Ausdrücke von Dante's Hand herrühren, was ich durchaus bestritte. Ich könnte schlagende Beweise für meine Behauptung beibringen, wenn ich nicht die Geduld des Lesers erschöpft zu haben glaubte.

Bei dieser Gelegenheit bricht Herr Rossotti, der es unbegreiflich findet, daß Jedermann die göttliche Komödie anders verstanden hat, als er, in die Worte aus: „Worin beruht denn also dieser Zauber, dieser Talisman? Und ist etwa nun der Zauber gelöst? Ist der Talisman zerbrochen? Er hat gedauert, dauert noch und wird ewig dauern, und der seine Zeit damit verschwendet hat, diese Blätter zu schreiben, den wird man entweder nicht lesen oder ihn für einen Fanatiker halten, der etwas sehen wolle, was nirgend anders als in seinem verlebten Gehirn verbunden sey, und seine falschen Ideen für Gründe und Beweise nehme.“ Da stellt sich der Verfasser selbst ein trauriges Horoskop, und wir wollen uns hüten, ihm zu widersprechen. Allerdings, so ist es schon geschehen, so geschieht es in diesem Augenblick, und so wird es vielleicht noch manchmal geschehen. Bald wird ihm die Vergessenheit einen unbegrenzten Waffenstillstand bewilligen; man wird sein Buch in einigen Bibliotheken an die Seite der Horopius Bekanus und der Dlaus Rudbeckius verweisen. Herr Rossotti fährt fort: „Vielleicht wird der Verfasser sogar als ein Frevler, als ein Feind der katholischen Kirche verabscheut werden, der, nicht zufrieden damit, selbst ein solcher zu seyn, sich auch noch bemühe, die berühmtesten Schriftsteller in diesem Lichte darzustellen.“ Auch dies könnte geschehen, besonders wenn man Vergeltung gegen ihn übt, ohne sich an seine ausdrücklichen Versicherungen zu kehren. Doch das geht uns nichts an; wir haben es bloß mit dem einsichtlosen Geschichtsforscher und dem alles poetischen Gefühls entbehrenden Literaten zu thun. Ein Englisches Journal, die Foreign-Review, hat sich in einer Beurtheilung dieses Kommentars zu der göttlichen Komödie viel herberer Formen bedient; wir unsererseits wollen die Grenzen der literarischen Kritik nicht überschreiten. Nachdem wir diese peinliche Aufgabe erfüllt haben, eilen wir, unsere Phantasie zu erfrischen und unserm Auge nach so vielen Anagrammen eine Erholung zu gönnen, indem wir die geistvollen, fast ätherischen Zeichnungen des liebenswürdigen Flaxmann betrachten, was wir auch unseren Lesern anrathen.

Erst im laufenden Jahrhundert hat Europa allmählig zu glauben angefangen, daß die schönen Künste auch auf Indiens Boden gediehen sind: die Baukunst und die Skulptur haben sich unserer Aufmerksamkeit gleichsam aufgedrungen, und jetzt verdankt man dem Britischen Capitain Willard ein interessantes, auf eigene Beobachtung basirtes Werk über die Musik der Hindu's, in welchem er die merkwürdige Analogie derselben mit der Musik der alten Griechen ins Licht stellt.*)

Die Eingebornen Hindostans sind in Betreff dieser Kunst verschiedener Meinung. Die Hindu's rühmen die Musik und betrachten sie als einen erlaubten Genuß; einige muselmännische Schriftgelehrte aber verfahren sie als profan, und von Andern wird sie nur tolerirt.

Der Verfasser lobt die nationale Tonkunst der Hindu's, obgleich sie nur Melodie, nicht Harmonie kennen. Auch rühmt er ihre Sänger; doch hütet er sich, jener „Mischung von Konfusion und Lärm“ das Wort zu reden, die „durch Trommeln von jeder Sorte hervorgebracht wird, denen sich dann und wann noch eine Pfeife beigesellt.“ Die bloße Erinnerung an solche Konzerte macht Ohrenschmerz.

Die Ausartung der Hindostanischen Musik datirt Capitain Willard von dem Tode Mohammed Schah's, der ihr letzter Patron war. Die Nachfolger dieses Fürsten hatten nicht Ruhe und Ruhe genug für solche Belustigungen; und die Sicherheit und Stabilität, welche das Britische Gouvernement aus politischen Gründen den eingebornen Häuptlingen bewilligte, hatten vielleicht materiellen Antheil daran, daß sie in Ueppigkeit und Weichlichkeit versanken. So schlich sich ein tödtendes Gift in die Musik Hindostans.

Die Tonkunst gab schon den alten Hindu's Stoff zu theoretischen Betrachtungen. Als Wissenschaft zerfällt sie bei ihnen in sieben Abschnitte, von denen aber nur die drei ersten die eigentliche Musik betreffen. Der erste Abschnitt handelt von den sieben musikalischen Tönen mit ihren Unter-Abtheilungen; der zweite definiert die Melodie, und der dritte handelt von dem Takte. Die Zahl der Töne auf der Tonleiter ist dieselbe, wie in der Europäischen Musik; doch gibt es auch Subdivisionen von Halb-Tönen in Viertel-Töne, nach Art der Griechen. Die Musiker Hindostans scheinen übrigens nie eine bestimmte Regel für ihre Instrumente gehabt zu haben; daher bei ihnen wenig darauf ankommt, welche Note durch einen gegebenen Buchstaben bezeichnet wird. Einige ihrer Schriftsteller sagen, die verschiedenen Töne der Gamma seyen ursprünglich von dem Geschrei der Thiere abgeleitet: bei dem ersten liege der Ruf des Pfauen, bei dem anderen der Schrei des Vogels Papeihscha, bei dem dritten das Blöken des Schafes u. s. w. zum Grunde.

Die Hindu's sind nicht bloß mit aller Harmonie unbekannt, sondern Capitain Willard bemerkt auch einen so großen Unterschied zwischen der Europäischen und der orientalischen Musik, daß er behauptet, viele Asiatische Compositionen würden es einem Kontrapunktisten unmöglich machen, sie in Harmonie zu bringen. Die Melodien der Hindu's sind kurz und werden durch Wiederholungen und Variationen verlängert. Alle haben etwas von der Natur des Rondo's.

Der Verf. giebt auch eine Beschreibung der musikalischen Instrumente bei den Hindu's, nebst einigen Winken zu ihrer Verbesserung. Alle haben den radicalen Fehler, daß sie keine Veränderung der Tassen (Schlüssel) erlauben. Von der Vina, dem ältesten musikalischen Instrumente Hindostans, bemerkt der Verfasser, daß es unter den Händen eines geschickten Spielers einem gutgestimmten Pianoforte wenig nachgeben dürfte. Es ist mit sieben Metalldrähten bezogen, von denen drei aus Stahl und vier aus Bronze sind; aber die Melodie wird gewöhnlich auf einem der Stahldrähte gespielt; die übrigen dienen nur zur Begleitung.

Von den verschiedenen Arten der Vokal-Composition beschreibt unser Verfasser nicht weniger als zwanzig. Der Dburped ist der heroische Sang; das Sūjet desselben bilden entweder denkwürdige Thaten oder Liebeshändel; der Stil ist männlich, frei und ohne Schmuck. — Die Gattung Chit hat einen mehr weiblichen Charakter; sie ist anmuthig und gestattet viele Ausschmückungen. — Der Lebba ist die beliebteste Gattung; sie hat Liebe zu ihrem Thema. Gegenstand der Hohl's oder Hobra's sind die Liebeshändel des Gottes Krishna in den Hainen von Wridsch.

Capitain Willard handelt ferner auch von den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Hindu's, auf welche in ihren Gesängen angepielt wird. Die Nothwendigkeit einer solchen Zugabe muß uns einleuchten, wenn wir erfahren, daß das schöne Geschlecht in Hindostan zuerst freit, und daß die Männer, nach langem Kokettiren (?), endlich nachgeben. Der Zuegang in ihren erotischen Liedern ist ungefähr folgender: Bitte der Liebenden um Erhörung von Seiten des Geliebten — Wehklagen über seine Abwesenheit — Verwünschungen gegen etwanige Nebenbuhlerinnen — Klagen über die fehlende Gelegenheit, mit dem Geliebten zusammenzutreffen, weil Mutter und Stief-Schwester ein so wachjames Auge haben, und weil die fatalen Glöckchen an den Knöcheln jeden ihrer Schritte verrathen u. s. w.

Einige moderne Hindu-Gesänge, die also nach den Zeiten der muhamedanischen Invasion abgefaßt sind, haben das Lob der Trunkenheit zum Gegenstande; Capitain Willard versichert übrigens, daß die Lieder der Eingebornen des Landes an Reinheit und Keuschheit der Diction wie an Adel der Gesinnung den lyrischen Ergüssen jedes civilisirten Volkes würdig zur Seite stehen. — Mehrere einheimische Lieder nebst Texten bilden eine schätzbare Zugabe des Werkes. (A. J.)

*) A Treatise on the Music of Hindoostan etc. Von Capitain A. Willard. Kallutta, 1834.

Die nächste Nummer ist die letzte des laufenden Vierteljahres.